

Der Zukunft trauen



*Worauf hoffen wir?
Was erwarten wir?*

Dr. Peter Klasvogt
Kolumnen 2021

Bildnachweise:

Titelseite Stephan Balkenhol, Kalender 2020 (Januar) 2019

© VG Bild-Kunst, Bonn 2021; Foto: Künstler.jpg

<https://lehmbruckmuseum.pr.co/191189-stephan-balkenhol>

Informationen zu unserer Verarbeitung Ihrer Daten finden Sie unter

<https://www.kefb.de/1618-Informationspflicht-Datenschutz.html>.

Auf Anfrage senden wir Ihnen die Datenschutzinformationen gern auch postalisch zu.

I N H A L T :

Draußen vor der Tür

Größe zeigen – Großes wirken

Priorisierungen

RETRO oder AVANTI?

Die Welt in Farben

DIGITAL – das neue REAL?

Salaam und Schalom

Fort Knox an der B1

Gut erholt und gut gerüstet?

Nach der großen Flut

Im Zwischenzustand

Nach der Wahl

Der verlorene Himmel

Armer Engel im Niemandsland

*Machet die Tore weit
und die Tür in der Welt hoch
dass der König der Ehre einziehe*

(Sebastian Knüpfer, Adventsmotette)

Draußen vor der Tür

Zum hundertsten Geburtstag von Wolfgang Borchert steht sein Nachkriegsstück wieder auf den Spielplänen vieler Theater, so in Heidelberg, Weimar, Oldenburg, Köln ... *„Ein Stück, das kein Theater spielen und kein Publikum sehen will“*, schrieb Borchert 1947 im Untertitel seines Dramas; am Tag nach seinem Tod wurde es uraufgeführt. Es ist ein unbequemes Stück, das anfragt und anklagt – und das doch alle angeht, gerade in Zeiten von Abstandsregeln, Zugangsbeschränkungen und pandemiebedingt verschlossenen Türen.

„Draußen vor der Tür“, das ist das Drama des Kriegsheimkehrers Beckmann, verseht, verzweifelt, in der Seele verwundet angesichts des unermesslichen Leids, das er mit ansehen musste. *„Traumwandelnd sucht Beckmann nach einem Sinn im Leben, nach Antworten und nach einem Grund, weiterzuleben.“* (Schauspiel Köln) So steht er vor der Tür all derer, die mittlerweile ihr eigenes Leben leben, abgeschirmt und abgeschottet von anderen, unzugänglich für ihre Not.

Das Drama der verschlossenen Türen von damals liest sich wie eine Parabel auf unser heutiges Leben. Auch da sehen wir vor unseren Türen Menschen, die ausgegrenzt und abgemeldet sind, denen Lebenschancen ver-

weigert werden und deren Pochen auf Recht und Gerechtigkeit vielen lästig ist. Da sehen wir Menschen auf der Flucht, angelangt an den Grenzen und Zäunen unserer Wohlstandsgesellschaft, denen die Lebensgrundlagen entzogen worden sind, die ihre Heimat verloren und Hab und Gut aufs Spiel gesetzt haben, um Einlass und Zutritt zu erlangen zu einer Welt, die ihnen im Letzten doch verschlossen bleibt. In ihnen klingt nach, was Beckmann im Tiefsen verzweifeln lässt: „*Das Herz hat sich heiser geschrien und keiner hats gehört*“ (Theater Heidelberg).

Draußen vor der Tür, das könnte auch der Titel des Weihnachtsklassikers sein. Denn draußen vor den Toren Betlehems ereignet sich das Wunder der Gottesherrlichkeit. Gott kommt an im Dunkel der Zeit, vor den Toren der Stadt. Ein Geschenk des Himmels, sofern man dem nicht verweigert. Denn das ist ja das Drama unserer Zeit, damals wie heute: Gott schreibt Heilsgeschichte, doch die meisten merken es nicht.

Man muss die wohlige Blase der Selbstgenügsamkeit verlassen, die Sinne weit öffnen, die Türen des Herzens, um wahrnehmen, wo Weihnachtliches sich bereits zuträgt: Begegnung im Augen-Blick. Wo es geschieht, da ist es ein Wunder, begleitet von der Melodie des Himmels: „*Machet die Tore weit und die Tür in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe*“ – eine Lebensaufgabe, nicht nur an Weihnachten.

Peter Klasvogt

Größe zeigen – Großes wirken

GREAT AGAIN – Ein Sehnsuchtsruf umweht in diesen Tagen das Capitol. War es nicht gerade diese Sehnsucht, die vor vier Jahren einen Präsidenten ins Amt gespült hat, der wie kein anderer die Sehnsucht all derer verkörpert hat, die sich als Verlierer fühlten, als Abgehängte, als ewig Gestrige, auf die man mit großmütiger Herablassung oder kalter Arroganz herabgeschaut hat. „Make America great again“, das klang wie ein Versprechen, das auf ein kollektives Minderwertigkeitsgefühl traf und zum Mantra einer politischen Bewegung wurde – mit einem selbsternannten Heilsbringer an der Spitze, der selbst diese Sehnsucht nach Größe, nach Anerkennung und Bedeutung verkörperte: einem „Selfmademan“, von allen unterschätzt, der es „denen da oben“ gezeigt hat, dem Establishment und den Jongleuren der Macht; eine Demonstration, wozu Menschen fähig sind, wenn sich die aufgestaute Wut entlädt.

Doch Trauma und Tragik liegen eng beieinander. Denn wer auch immer sich an der eigenen Größe berauscht, erlebt auch, wie es mühsam ist, sich selbst immer wieder in den Vordergrund zu spielen; wie anstrengend es ist, sich und der ganzen Welt beweisen zu müssen, wie wichtig und bedeutsam man ist, immer darauf bedacht, nicht „entlarvt“ und auf das Maß der eigenen Bedeutungslosigkeit zurückgestutzt zu werden. Denn wer mit der Selbsterlösungsformel „great again“ antritt, bekennt gerade den tiefsitzenden Zweifel am eigenen Selbst, der eigenen Bedeutsamkeit und Größe.

Doch *„was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber Scha-*

den nimmt an seiner Seele?" (Mk 8,36) – eine schlichte und zugleich entlarvende Frage, die schon Jesus seinen Zuhörern gestellt hat. Will sagen: Es kommt nicht primär darauf an, was du aus dir machst, sondern wer du bist. – Wer sich mit den Augen Gottes sehen kann, der ist keineswegs klein und unbedeutend. Im Gegenteil. Der erahnt etwas von der Größe, die jedem Menschen bereits von Anfang an zu eigen ist: von Gott geliebt, liebenswert und liebenswürdig – und deswegen „great“. Der kann sogar im Moment der Niederlage und des Scheiterns Größe zeigen!

Auf dieser Erkenntnis gründet eine Weltreligion, die das Kreuz, das Symbol des Scheiterns, sogar zu ihrem Erkennungszeichen gemacht hat. Die Erfahrung und das Eingeständnis der eigenen Schwäche, so Paulus, einer der ersten Kronzeugen für diese Lebenswahrheit, schmälert nicht die eigene Größe; vielmehr wird so *„deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt“* (2 Kor 7). Daraus erwächst die Kraft, auch selbst Gutes zu tun, Versöhnung zu stiften, Großes zu wirken. In diesem Sinn wäre jener Slogan dann doch noch eine Verheißung: *„To Be Great At Doing Good“* (Nick Cooney).

Priorisierungen

Dieser Tage haben wir ein neues Wort gelernt: Priorisierungen. Um es einfach zu sagen: Wenn Millionen Menschen gleichzeitig durch eine Tür gehen wollen, sprengen sie den Rahmen. Es hilft nichts: Man muss regeln, wer zuerst durch die Tür darf und wer erst später hindurchkommt. Mag ich auch subjektiv überzeugt sein, ein Recht auf eine Vorzugsbehandlung zu haben, so muss ich mich doch damit abfinden, wenn die Prioritäten anders gesetzt werden. Priorisierungen können im Einzelfall ungerecht sein, aber es bleibt einem nichts anderes übrig, als geduldig zu warten, bis man selbst an der Reihe ist. Vordrängeln gilt nicht – nicht in der Schlange beim Bäcker, nicht im Stau auf der Autobahn, auch nicht auf der Warteliste beim Impfen.

Das ist nicht leicht, denn die Ungeduld wächst und die Nerven liegen blank. Man kann gegen die vermeintliche Benachteiligung ankämpfen, sich lautstark zu Wort melden oder sich frustriert und beleidigt zurückziehen. Man kann aber auch die wahrnehmen, denen es ähnlich geht, die ebenfalls zurückstehen und jene unbefriedigende Situation aushalten müssen. Da ist es doch ein Gebot der Fairness, Rücksicht zu nehmen auf alle, die noch schlechter dran sind und denen zuerst geholfen werden muss. Warum nicht mit Gelassenheit und Großzügigkeit ihnen den Vortritt lassen?

Ich muss in diesen Tagen oft an Franz von Assisi denken, der ein Draufgänger gewesen sein muss, frei nach der Maxime: „rausholen, was drin ist“. Doch diese Lebenseinstellung hat bei ihm auch Wunden geschlagen, was letztlich dazu geführt hat, noch einmal andere

Prioritäten zu setzen. In einem ihm zugeschriebenen Gebet heißt es: *„Herr, lass mich trachten, nicht, dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste; nicht, dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe; nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.“*

Mir helfen diese Gedanken, nicht um mein (vermeintliches) Recht zu kämpfen und mich in der Warteschlange, wenn möglich, weiter nach vorne zu schieben, sondern mit all denen solidarisch zu sein, die ebenso geduldig (oder auch weniger gelassen) warten, bis sie „dran“ sind. Mit manchen komme ich dabei unverhofft ins Gespräch, und ich erahne, dass auch der letzte Abschnitt des Gebetes eine tiefe Lebenserfahrung zum Ausdruck bringt – tröstlich in einer Zeit, in der viele Menschen für immer zurückbleiben müssen: *„Denn wer sich hingibt, der empfängt; wer sich selbst vergisst, der findet; wer verzeiht, dem wird verziehen; und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.“*

RETRO oder AVANTI?

Ein Bekenntnis vorweg: Ich besitze keinen TikTok-Account und kenne mich damit auch nicht besonders gut aus. Wenn man allerdings etwas über neue Jugendtrends wissen will, darüber, wie Teens und Twens so „ticken“, dann ist TikTok doch auskunftsfähig. Das hat nicht nur die Mode-Industrie entdeckt. Die neuen Kollektionen orientieren sich am Retro-Trend einer ganzen Generation. Deren nostalgische Selbstinszenierung ist nicht nur stilbildend. Sie ist auch ein Markt.

Doch woher kommt die „junge Lust am Gestrigen“ (ZEIT)? Denn Retro ist mehr als nur Mode, sondern ein Lebensgefühl. Da inszenieren sich 15- bis 25-Jährige in Video-Clips als *„stille, verträumte, bildungsbeflissene Menschen, die in düsteren Bibliotheksräumen posieren, vor gewaltigen Regalen mit ledergebundenen Bänden, oder sie laufen zu dramatisch schwelender Streichermusik bei schlechtem Wetter an gotischen Gebäuden vorbei“*. Das allgegenwärtige Gefühl der Isolation wird, je länger der Corona-Lockdown dauert, nicht beklagt oder betrauert, sondern ästhetisch überhöht und ins Romantisch-Melancholische gewendet. „Generation Z“, die sich in den „Leiden des jungen Werther“ (Goethe) wiederfindet; die existenzialistische Denker wie Schopenhauer, Kierkegaard oder Nietzsche für sich entdeckt und deren Fragen nach Sinn und Bedeutung der menschlichen Existenz, der Angst und Einsamkeit des Einzelnen.

Je unsicherer und ungewisser die Zukunft ist, desto größer ist die Faszination einer Vergangenheit, die man nie erlebt hat, von der man sich aber Stabilität, Kontinuität, Identität verspricht. Je größer das Gefühl der Enge und

Isolation, desto reizvoller der Ausflug ins Imaginäre. Doch wie geht das: den Aufbruch ins Ungewisse zu wagen – und doch seiner selbst gewiss zu sein? *„Man muss weggehen können und doch sein wie ein Baum: als bliebe die Wurzel im Boden, als zöge die Landschaft und wir ständen fest“* (Hilde Domin).

So waren auch die Ostererfahrungen, von denen die Evangelien berichten. Die Weggefährten des ermordeten Jesus sind verstört, ratlos, gefangen im Kokon ihrer Traurigkeit. Wie soll es weitergehen, wenn die Hoffnung stirbt? Da will man wenigstens die Erinnerung an „gute alte Zeiten“ konservieren, und es braucht Weggemeinschaft, wo man sich den ganzen Frust von der Seele redet, aber auch aufhorcht, wo sich der Nebel des Nichtverstehens lichtet und Neues sich anzeigt. *„Brannte uns nicht das Herz, als er mit uns auf dem Weg war“* (Lk 24,32), so bekennen sie im Nachhinein, und es gehen ihnen die Augen auf: dass das Leben nicht im Nichts versinkt, sondern zur Fülle reifen will. Also nicht Retro, sondern Avanti. Wir können dem Leben trauen, denn es kommt von Gott.

Die Welt in Farben

Schöne bunte Welt, unsere Welt in Farben. Blau-weißer Freudentaumel in Bochum, die für abgestiegene Schalcker die Fahne hochhalten; und auch Gelb-Schwarz weht überall, wo man nach dem Pokal die Champions League-Qualifikation feiert. Und wo das farbenfrohe Bremer Grün fehlt, flattern schon jetzt die Fürther Vereinsfahnen, ebenfalls Grün-Weiß. Da braucht es keinen Fahneneid; denn es gibt schon längst „echte Liebe“, unterlegt mit inbrünstigen Treueschwüren: „You never walk alone“. Da sage noch einer, Fahnen würden keine Identität stiften. Das führt zwar manchmal auch zu körperbetonten Auseinandersetzungen, die natürlich in keiner Weise tolerabel sind: unreife Übersprunghandlungen von Anhängern, die das spielerische Aushandeln von Stärke (und Finanzmacht) noch nicht verstanden haben.

Denn wer erkennt nicht den zivilisatorischen Fortschritt darin, wenn nationale Identitäten sich vor allem in Sport- und Kulturveranstaltungen behaupten. So auch beim European Song Contest an diesem Wochenende in Rotterdam, wo euphorisierte Fangruppen ihre nationalen Symbole als farbige Winkelemente (miss)brauchen. Eine hübsche Idee, internationale Konkurrenz friedlich in Liederwettbewerben statt auf den Schlachtfeldern auszutragen. Man muss den gruftigen Italo-Rock ja nicht mögen als Ausweis paneuropäischen Musikgeschmacks; und wenn Europa sich so in Harmonie übt (Dissonanzen nicht ausgeschlossen), kann man sogar den vorletzten Platz für den deutschen „No Hate“-Beitrag verschmerzen.

Die Welt in Farben. Bunt. Nicht schwarz-weiß. Nicht: ICH oder DU, sondern WIR, so bunt und vielfältig, wie das Leben nun einmal

ist. Diversität zulassen – das meint, andere Meinungen gelten lassen, den Anderen gelten lassen, obwohl und weil er bzw. sie anders ist. Was ist so schwer daran? Man muss ja nicht die eigene Überzeugung verleugnen. Wir sollten uns schämen, dass Ausgrenzung, Rassismus, Antisemitismus ... immer noch ein Thema ist – nach Jahrhunderten berühmter Zivilisation und Kultur!

An Pfingsten lernen wir Christen, Einheit in Vielfalt wieder neu ins Miteinander umzusetzen: *„Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertragt einander in Liebe und bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch das Band des Friedens! Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung ..., ein Gott und Vater aller, der über allem und durch alles und in allem ist.“* (Eph 4,5) Unsere Reifeprüfung, ob wir die göttliche Farbenlehre verstanden haben: Gott mag uns bunt – egal, welchem Glauben wir anhängen.

DIGITAL – das neue REAL?

Nicht, dass die Katholische Akademie demnächst ihre Pforten schließt und sich zur Digital-Akademie wandelt. Je länger der wellenförmig über unser Haus hereinbrechende Lock-down anhält, desto sehnsüchtiger warten wir, dass wieder Präsenzveranstaltungen stattfinden können, irgendwann sogar maskenfrei und auf Tuchfühlung.

Auf Augenhöhe allerdings bewegen wir uns auch jetzt, wenngleich im Kachel-Format, wenn die vormals analog, dann hybrid geplanten Konferenzen, Tagungen und Seminare nun doch digital durchgeführt werden. Und angesichts der Kontaktverbote und Reisebeschränkungen ist es doch auch ein Segen der modernen Technik, sich über die Distanzen hinweg zusammenschalten zu können. So sehr der Small Talk in den Pausen, an der Kaffeetheke oder im Foyer fehlt: mit dem neuen Medium erreichen wir Reichweiten, die uns bislang verwehrt waren. Da erreichen uns Anmeldungen aus dem ganzen Bundesgebiet; da loggen sich Interessierte aus Österreich, Luxemburg oder der Schweiz ein, um an Foren oder Tagungen teilzunehmen, die nie zu einer unserer analogen Veranstaltungen angereist wären und vermutlich noch nicht einmal wissen, wo Schwerte liegt.

Die neuen Formate ermöglichen es, dass Teilnehmende nicht nur in virtuellen Gruppenräumen in Wortshops miteinander im Gespräch sind, sondern über die Kommentarfunktion parallel zu den Talks und Panels auch im Chat miteinander kommunizieren, ihre Anregungen und Meinungen, kritische Fragen und neue Perspektiven unmittelbar einbringen, die etwa von einer/m „Anwältin oder Anwalt des

Publikums" live aufgegriffen und in die laufende Podiumsdiskussion eingebracht werden. Und da sich alles „im Netz" abspielt, sind die Vorträge und Medienberichte auf einer eigens eingerichteten Website eingestellt, die auch nach Veranstaltungsende nach Belieben heruntergeladen und weiterverbreitet werden können. Doch digitale Formate ermöglichen nicht nur mehr Reichweite und eine höhere Taktung der Interaktion, sondern auch eine größere Intensität. Auch wenn man sich dies vormals nicht vorstellen konnte: Selbst digitale Beratungsgespräche und Bibelteilen „funktionieren", wo man im persönlichen Gespräch unmittelbar auf das Gegenüber fokussiert ist. „*Da hätte ich erwartet*", wundert sich der Soziologe Hartmut Rosa, der sein traditionelles Klassentreffen Corona-bedingt erstmals ins Netz verlegen musste, *„dass es mühsam und auch nicht besonders intensiv wird, aber es ist zu einer sehr intensiven Erfahrung für alle geworden – so dass ich das Gefühl hatte, das ist eine fast ideale Zeit, auch experimentell an sich selbst und in der Erfahrung anderer zu erproben und zu überprüfen, was trotzdem bleibt."*

Doch bei aller Euphorie über neue Dimensionen der Bildungsarbeit und durchaus wechselhafte Erfahrungen mit digitalen Geräten und neuen Kommunikationsformen stellen sich natürlich auch Fragen. Denn die Kommunikation im digitalen Raum wirkt wie ein „Brandbeschleuniger". Das Digitale rast derzeit. Der Impuls, irgendwie am Ball bleiben zu wollen, führt zu einer Hamsterradlogik, die vor allem über digitale Kanäle befeuert wird. Es fehlen die Pausen, die resonanten Zwischenräume, das resiliente Aus- und Durchatmen der Seele. Jenes Umschalten von angespannter Hochleistungsphase und entspannten Erholungszeiten entfällt in der unmittelbaren digitalen Kommu-

nikation. Doch wir Menschen sind von Natur aus, so beschreibt es Hartmut Rosa, „Resonanzwesen“: *„Menschen achten jetzt intensiver auf die Augen. Das ist übrigens auch einer der Gründe, warum digitale Begegnungen, obwohl sie nicht grundsätzlich ohne Resonanz sind, ein Problem sind. Wir sehen uns zwar, aber wir können uns nicht in die Augen schauen. Dieses Austauschen des Blickes ist für eine menschliche Begegnung ein ganz fundamentales Moment. Und einen Blick austauschen kann man tatsächlich im Internet nicht.“* (BR kulturWelt, 29.12.2020)

Auch das lernen wir möglicherweise gerade in Zeiten des räumlichen und sozialen Abstandsgebots: eine neue Wahrnehmung und Wertschätzung der physischen Gegenwart, der menschlichen Begegnung, die mehr ist als konzentrierte Interaktion zwischen Sender und Empfänger – so konstruktiv und positiv die Effekte digitaler Kommunikation in Zeiten des Social Distancing auch sind. Es braucht, so lernen wir, Zwischenräume der Menschlichkeit: Begegnung auf Augenhöhe, aber auch im Augen-Blick. Genau darum braucht es solche Orte wie Kommende und Akademie, und wir sind froh, genau für solche Momente des Verstehens unsere Tore weit öffnen zu dürfen.

Salaam und Schalom

Die versöhnende Kraft der Religion

E-Mail aus Jerusalem, 17. Mai, 14:25

lieber herr klasvogt

danke fuer ihre guten worte. leider ist die lage noch immer schlecht – es ist jetzt nur zu hoffen auf den gesunden menschenverstand um dieser zerstörung ein ende zu setzen. das aergste ist dass es die friedliche koexistenz von juden und muslime in vielen orten in israel mit in den abgrund reisst ... gestern war meine enkeltochter aus tel aviv mit ihren kindern – auch dem neugeborenen – hier. sie mussten bereits ein paarmal mitten in der nacht in den schutzkeller fliehen... so hoffen wir alle – d h. die buerger in israel und gaza – auf eine baldige waffenruhe ... in verbundenheit

ihre

eveline goodman-thau

Eine Nachricht aus Jerusalem, abgeschickt während einer Feuerpause, zwischen Raketenalarm und Vergeltungsschlägen, dem Ausbruch der Gewalt mitten auf den Straßen in Israel und dem Westjordanland.

Ich hatte mit der Rabbinerin und Religionsphilosophin Goodman-Thau, einer Holocaust-Überlebenden, kurz zuvor noch in einem Podcast über Ethik in Krisenzeiten diskutiert – aus Anlass des Kriegsendes in Deutschland vor 71 Jahren. Nun war in ihrem eigenen Land der lang schwelende Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern erneut ausgebrochen, diesmal mit voller Wucht. Es ist das Ergebnis einer langen

Kette von gegenseitigen Provokationen und Demütigungen, von Misstrauen und gegenseitigen Verdächtigungen. Wo bleibt der „gesunde Menschenverstand“, der begreift, dass alle Menschen sich im letzten doch danach sehnen, in Sicherheit zu wohnen, in guter Nachbarschaft und gegenseitigem Respekt. Mir ist von unserem live geführten Gespräch noch im Ohr, wie die Rabbinerin ihren Vater zitierte: *„Wenn Gott uns das Land ohne Palästinenser hätte geben wollen, dann hätte er es gegeben. Aber Gott wollte, dass wir mit ihnen in diesem Land leben, in friedlicher Koexistenz.“* Erschütternd, wenn dann wechselseitig aus religiöser und nationalistischer Verblendung dem jeweils anderen das Existenzrecht abgesprochen wird!

Lernen, miteinander zu leben: das heißt auch, Unterschiede zu akzeptieren, die Andersartigkeit des anderen zu ertragen, den Nächsten zu respektieren: *„er ist dir gleich“*, wie Martin Buber das Liebesgebot übersetzt. Wenn wir in diesem Jahr auf 1700 Jahre Jüdischen Lebens in Deutschland zurückschauen, dann kommt uns jene wechselvolle Geschichte zu Bewusstsein, die gezeichnet war vom friedlichen Zusammenleben, aber auch von Ghettos und Pogromen, von der Shoa, dem organisierten Völkermord an über 6 Millionen Juden. Da reicht es nicht, irgendwann einen Schlusstrich zu ziehen, um mit der Vergangenheit abzuschließen.

Wer vergisst und verdrängt, beschwört die Geister der Vergangenheit wieder herauf. Die fremdenfeindlichen, rassistischen und antisemitischen Pöbeleien und Gewaltausbrüche machen auf beschämende Weise deutlich, wie dünn das „Eis“ zivilisatorischer Werte auch hierzulande ist. Da braucht es gerade die heilende und versöhnende Kraft der Religion(en) – und natürlich auch den „gesunden Menschenver-

stand", der mir gebietet, jedweden anderen zu achten – einfach weil er / sie ein Mensch ist, mir gleich.

Fort Knox an der B1

Jetzt hat Dortmund nicht einfach nur eine neue Bankfiliale, sondern auch Deutschlands größten Geldspeicher: den riesigen Tresor der Bundesbank, Platz für viele Milliarden Euro. Damit wäre die Stadt ein für alle Mal ihre Geldsorgen los und hätte noch Kapazitäten, um die ganze Ruhrregion zu beglücken, jedenfalls in finanzieller Hinsicht: solidarisch, selbstlos, freigebig.

„Wäre“, „hätte“, „könnte“ ... – denn das Geld hat leider schon einen Besitzer, der offensichtlich gewillt ist, seinen Besitz mit Zähnen und Klauen (d.h. mit Zäunen, Kameras, sogar einem Wassergraben) zu verteidigen. Und ähnlich wie der ja bekannt knausrige Dagobert Duck zahlt die Bundesbank (wie staatliche Lotterienunternehmen, Spielbanken und andere Institutionen mit öffentlich-rechtlichem Auftrag) noch nicht einmal Gewerbesteuer. Pech gehabt, Dortmund, möchte man meinen. Doch dafür wird es Neugierige von weither in die neue Geldhauptstadt locken, um wenigstens im Vorbeifahren einen Blick auf die weltweit modernste und sicherste Anlage dieser Art zu werfen; nicht zu reden von den Meisterdieben aus aller Welt, deren Ehrgeiz angestachelt wird, das Fort Knox an der B1 zu knacken.

Übrigens stand fast an gleicher Stelle schon einmal ein „Tresor“, wenn auch etwas ärmlischer ausgestattet: die Notkirche an der Marsbruchstraße, 1868 erbaut, um Menschen, die im Zuge der Industrialisierung nach Aplerbeck zogen, ein geistliches Zuhause zu geben – ein Ort des Gebetes und der Gemeinschaft, der Begegnung und Lebensfreude, aber auch ein Zufluchtsort in Momenten der Trauer, in Not und Bedrängnis. Betsaal und Schulräume

mussten damals weder abgeschirmt und bewacht werden; denn der Schatz, den sie beherbergten, waren nicht Bargeld noch Goldbarren oder Juwelen. Es war die Menschen, die hier in der Fremde Heimat fanden, die einander beistanden und in ihrem Glauben Lebensmut und Lebensglück fanden.

Wer weiß, ob man dies auch einmal von unserem modernen Geldbunker wird sagen können: dass seine Schätze dazu beigetragen haben, die Menschen zufriedener und glücklicher zu machen. Von Laurentius († 258), einst „Chefökonom“ der Kirche von Rom, weiß man, dass er in einer Zeit äußerer Anfeindung den Kirchenschatz unter den Leidenden und Armen verteilt hat. Als die kaiserlichen Truppen ihn später zur Herausgabe aller Reichtümer zwingen wollten, zeigte er auf die Armen und sagte: *„Das sind die wahren Schätze der Kirche“*. Eine Provokation für den damaligen Staatsapparat, ein mahnender Hinweis auch heute, wenn Geld in großen Mengen „gebunkert“ wird, zu welchem Zweck auch immer. Vielleicht auch ein Gesprächsthema, wenn Pfarrer und Bankvorstand sich gegenseitig ihre Schätze zeigen. Man darf gespannt sein, was dabei herauskommt.

Gut erholt und gut gerüstet?

„Und, haben Sie sich gut erholt?“ – Das Wohnmobil war noch nicht wieder auf seinem alten Stellplatz, die letzten Reiseutensilien wurden noch ins Haus getragen, da erwarten die Urlaubsheimkehrer schon interessierte Blicke und neugierige Fragen. Ja, man war wieder zu Hause, in der vertrauten Nachbarschaft, die während der Urlaubsreise auf Haus und Wohnung aufgepasst hatte.

Diesmal waren die Ferien wirklich nötig gewesen, nach der langen Zeit der Einschränkungen und Entbehrungen. Einfach einmal abschalten und „normal“ Urlaub machen, sofern man es sich denn leisten konnte. Wenigstens ein paar unbekümmerte Tage erleben, auch wenn die Sorge um die neue Delta-Variante mit im Reisegepäck war. Maskenpflicht und Abstandsregeln galten ja schließlich überall, auch im Urlaub, und man konnte auch nicht sicher sein, ob das Feriendomizil nicht doch über Nacht zum Hochinzidenzgebiet erklärt wurde. Wie soll man da unbeschwert Ferien machen, vor allem wenn man die Bilder von reißenden Sturzfluten sah, die die Menschen im Schlaf überraschten, die alles mit sich fort-rissen und ein Bild der Zerstörung hinterließen. Dazu Hitzewellen und Feuerwalzen im Mittelmeerraum, die vielerorts im wahrsten Sinn des Wortes „verbrannte Erde“ hinterlassen haben, eine gespenstische Mondlandschaft.

Haben wir uns angesichts solcher Schreckensszenarien gut erholt? Konnten wir abschalten und trotz alledem „auftanken“, um gerüstet zu sein für die Aufgaben und Herausforderungen, die bereits auf uns warten? Auch wenn meist der erste Impuls ist, alles hinter sich zu lassen und einfach nur rauszukommen

aus allem, was einen einschränkt und beengt: nach der kurzen Auszeit sind all die Sorgen und Probleme ja wieder da.

Ich bin da in meinem Urlaub auf ein prophetisches Wort gestoßen, das mich seitdem begleitet und mir hoffentlich hilft, mit größerer Gelassenheit und innerer Kraft, aber auch mit Ernsthaftigkeit all dem zu begegnen, was demnächst wieder auf mich einströmt: *„Weißt du es nicht, hörst du es nicht? Der HERR ist ein ewiger Gott, der die Enden der Erde erschuf. Er gibt dem Müden Kraft, dem Kraftlosen verleiht er große Stärke.“* (Jes 40, 28f)

Was für ein Wort, gerade angesichts der Katastrophen, derer wir in diesen Wochen gewahr werden. Ermutigend, ohne irgendetwas zu verharmlosen oder zu beschönigen. Denn es gibt diese Momente der inneren und äußeren Erschöpfung, der Kraftlosigkeit – aber auch die Erfahrung, dass einem in solchen Situationen auch ungeahnte Kräfte zuwachsen, innere Ruhe und mentale Stärke. Das ist auch die Lebensweisheit, die aus diesem jahrtausendealten Text spricht: *„Die Jungen werden müde und matt, junge Männer stolpern und stürzen. Die aber auf den HERRN hoffen, empfangen neue Kraft, wie Adlern wachsen ihnen Flügel. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt.“* (Jes 40, 28–31) – Dass wir in diesem Sinn gut in die Herbst- und Wintersaison starten können, erholt an Leib und Seele, mit neuer Kraft und innerer Stärke, wünsche ich uns allen.

Nach der Wahl

„Einigkeit und Recht und Freiheit ...“ Auch am Ende dieses Wahlsonntags spielte der Deutschlandfunk wie immer zum Tagesausklang die Nationalhymne. Wie passend! Nach der Phase der Profilierung, Polarisierung und Polemisierung, in der im Wahlkampf um Positionen und Präferenzen gerungen wurde, steht nun der Appell zur Einigkeit im Vordergrund: im Dienst „für das deutsche Vater- (respektive Mutter-)Land“, wie es in der Hymne heißt: für alle, die hier leben, für hier Geborene, hierhin Gezogene wie auch hier Gestrandete. Politik zieht ihre Berechtigung aus diesem kleinen Pronomen „für“, und Politiker:innen sind nur wählbar, wenn sie nicht nur für sich selbst und ihre Anhänger:innen Politik machen, sondern grundsätzlich für das Wohl aller eintreten, besonders für all jene, die auf Schutz und Fürsorge angewiesen sind.

So hart die Auseinandersetzungen in den Wahlkampf-Arenen auch gewesen sein mögen, die Auseinandersetzungen in Duellen, Triellen und Vierkämpfen – jetzt ist es an der Zeit, versöhnt und versöhnlich miteinander umzugehen, konstruktiv und verantwortungsbewusst nach gemeinsamen Lösungen für die Probleme dieses Landes zu suchen, in gegenseitigem „Respekt“ und „gemeinsam für ein modernes Deutschland“. Denn Politik ist ja kein Selbstbedienungsladen, sondern hat dem Wohl aller Menschen zu dienen, die in diesem Land leben, aber auch für all jene, die als Zaungäste sehnsüchtig herüberblicken. In Zeiten der Globalität wäre es fatal, nur Klientelpolitik zu betreiben, ohne Verantwortung wahrzunehmen für jenen Teil der Menschheit, die auf der Schattenseite des Lebens sind. Mit dem Blick auf die Migranten aus Krisen- und

Kriegsgebieten bekäme einer der Wahlkampf-Slogans dann eine viel umfassendere Bedeutung: der Anspruch, sich für all die Menschen einzusetzen, die vor der Dürre oder der Überflutung geflohen sind – eben „weil ihr es seid“. Da darf man vielleicht, weil sie selbst nicht mehr antritt, an Angela Merkels Selbstaussage erinnern: *„Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen, dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.“* (15.9.2015)

Daran, so meine ich, sollte sich auch die neue Bundesregierung messen lassen: dass wir darin übereinkommen und daran festhalten, was die Präambel unseres Grundgesetz fest- und vorschreibt: dass jeder politische Verantwortungsträger *„im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen“* für die Rechte und die Freiheit all jener eintritt, die sich danach sehnen, in einem Land zu leben, das die Würde des Menschen im Grundgesetz verankert hat. Das entspräche auch der Maßgabe der Bergpredigt: *„So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“* (Mt 5,16) – Das wäre doch die wunderbare Synthese eines Koalitionsvertrags, der allerdings vermutlich noch länger auf sich warten lässt.

Nach der großen Flut

Das Aufräumen hat begonnen nach der großen Flut. Geröll, Schlamm, Schutt. Eine Trümmerlandschaft, wo bis vor kurzem noch idyllische Täler waren und verträumte Ortschaften, umgeben von Weinbergen und Obstwiesen. Erst nach und nach wird das ganze Ausmaß der Zerstörung sichtbar: Was über Jahrhunderte gewachsen ist, was Menschen über Jahre und Jahrzehnte aufgebaut haben: innerhalb weniger Stunden wurde alles von den Wassermassen fortgerissen. Nichts ist mehr so, wie es einmal war.

„Die große Leere nach der Flut“, so lautete eine Zeitungsüberschrift, und erst allmählich kommt zum Bewusstsein, wie tief die Verletzungen und Verwundungen reichen, die auch mit all den Sofortmaßnahmen, Freiwilligeneinsätzen und staatlichen Aufbauprogrammen nicht geheilt werden können. Wer den Verlust des eigenen Zuhauses erfahren hat, die Schutzlosigkeit und Hilflosigkeit angesichts der Naturgewalten; wem mit den biografischen Zeugnissen, den Briefen und Fotos die Erinnerung eines ganzen Lebens hinweggespült worden ist; nicht zu reden von der Trauer über den gewaltsamen Tod so vieler Menschen: der ist nicht mit ein paar aufmunternden Sprüchen oder frommen Worten zu trösten. Da stellen sich ganz andere, grundlegende Fragen der eigenen Existenz.

Was bleibt von alledem, was man sich aufgebaut, wofür man gelebt, was man geliebt hat? Die große Leere nach der Flut: Wer wird sie wieder füllen können? Und woran kann man sich wieder ausrichten, woran sich wieder aufrichten? Was in Momenten wie diesen leben, oft auch überleben hilft, sind schlichte Gesten

menschlicher Nähe. Menschlichkeit braucht ein Gesicht, was mehr ist als nur ein flüchtiges Lächeln oder ein aufmunternder Blick, sondern bewährt werden will im Modus geduldigen Aushaltens, Durchtragens, Mitgehens. Eine Herausforderung für unsere schnelllebige, auf Kurzfristigkeit und Kurzatmigkeit angelegte Gesellschaft.

Nach der großen Flut war so eine Zäsur, wo die Welt für einen Moment stillstand, wo ein Land zu einer Welle ungeahnten Solidarität und Hilfsbereitschaft bereit war – in all der Bedrängnis auch eine bewegende Erfahrung, die es wert wäre, konserviert, das heißt: fortgeführt, verstetigt, lebendig gehalten zu werden. Eine Grunderfahrung auch des christlichen Glaubens, in der Ahnung, ja Gewissheit, dass Gott, wie es im ersten Petrusbrief heißt, *„euch, die ihr kurze Zeit leiden müsst, wieder aufrichten, stärken, kräftigen und auf festen Grund stellen wird. Sein ist die Macht in Ewigkeit.“* (1 Petr 5,10f). Darauf dürfen wir vertrauen. Davon dürfen wir auch reden.

Im Zwischenzustand

»Die Welt ist erheblich in Unordnung geraten«, so die Diagnose von Michel Friedman und Harald Welzer in ihrem Buch ZEITENWENDE, die kaum jemanden überraschen dürfte. Es stimmt: Wir leben gefühlt in einem Zwischenzustand, eine Art Schwebezustand zwischen NICHT MEHR und NOCH NICHT. Die Unsicherheiten wachsen, die Spannungen nehmen zu, im Großen wie im Kleinen. Die Pandemie hat Menschen zwar vernetzt, aber auf Abstand gehalten; die Flutkatastrophe hat bislang sicher Geglaubtes weggespült, aber in der Not wurde Solidarität plötzlich wieder großgeschrieben.

Die drohende Klimakatastrophe lähmt und versetzt zugleich in Panik, aber setzt auch bislang ungeahnte Energien frei. »Durch die Allgegenwart schwerer Krisen ist die Bevölkerung verunsichert, das Vertrauen in eine bessere Zukunft ist fundamental erschüttert«, so kommentiert Stephan Grünewald, der Leiter des Rheingold-Instituts eine Studie zum Stimmungsbild der Deutschen. Angesichts der bedrohlichen Szenarien, auf die man keine oder kaum Einwirkungsmöglichkeiten hat, ziehe man sich zurück ins Private, wo es die Möglichkeiten der Gestaltung des kleinen Lebensglücks noch gibt: »*Persönlicher Optimismus und gesellschaftlicher Pessimismus. Veränderungsdruck und Veränderungsangst. Selbstwirksamkeit im Kleinen und Ohnmachtsgefühl im Großen – das ist der paradoxe Gefühlszustand der Deutschen anderthalb Jahre nach dem Ausbruch der Corona-Pandemie.*«

Und die Kirche? Vielen galt sie angesichts der verstörenden zeitgeistigen Entwicklungen immer noch als ein Fels in der Brandung. Doch

die Missbrauchskrise führt zu einer veritablen Misstrauenskrise mit lähmenden Auszugs- und Auszehrungserscheinungen. Beschwörungen und Beschwichtigungen greifen da nicht mehr. Der Ruf nach Veränderung, nach spürbarer Erneuerung ist unüberhörbar. Eigentlich ein Kairos: die Stunde des Heiligen Geistes, dem nachgesagt wird, dass er die Kraft hat, »das Angesicht der Erde zu erneuern« – wenn man ihn denn ließe und auf ihn hörte. Denn das geht nur gemeinsam, gewissermaßen »synodal«, um ein Stichwort aufzugreifen, das spätestens seit dem »Synodalen Weg« die Runde macht und zu einer ernsthaften Herausforderung für die Kirche nicht nur in Deutschland wird.

Schon zum Jubiläum der Bischofssynode hatte Papst Franziskus 2015 kategorisch klar gestellt: *»Die Synodalität als konstitutive Dimension der Kirche bietet uns den geeigneten Interpretationsrahmen für das Verständnis des hierarchischen Dienstes selbst«* – was man da noch überhören konnte. Doch er meint es ernst, wenn er der Kirche, wie jüngst geschehen, weltweit einen Prozess des gegenseitigen und gemeinsamen Hörens verordnet, und zwar »bottom up«; denn *»in dieser Kirche befindet sich der Gipfel wie bei einer auf den Kopf gestellten Pyramide unterhalb der Basis. Darum werden diejenigen, welche die Autorität ausüben, ‚ministri – Diener‘ genannt«*. Plädoyer also für eine dienende, lernende, hörende Kirche, das durchaus ernst gemeint ist und die Frage von kirchlicher Amtsautorität und Gewaltenteilung aufs Tapet bringt, ebenso den Geist und Stil von Kommunikation und Kooperation. *»Eine synodale Kirche«, so der Papst in vollem Ernst, »ist eine Kirche des Zuhörens, in dem Bewusstsein, dass das Zuhören, mehr ist als Hören‘. Es ist ein wechselseitiges*

Anhören, bei dem jeder etwas zu lernen hat [...] – jeder im Hinhören auf die anderen und alle im Hinhören auf den Heiligen Geist, den ‚Geist der Wahrheit‘ (Joh 14,17), um zu erkennen, was er ‚den Kirchen sagt‘ (vgl. Offb 2,7).«

Da kommt einem (und nicht zufällig auch Papst Franziskus) das bekannte Hölderlin-Zitat in den Sinn: *»Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.«* Wie synodaler Denk-, Rede- und Lebensstil geht: das hätte man in der Tat auch früher schon an dem Sendungsauftrag von Kommende und Akademie ablesen können, in dieser Hinsicht gewissermaßen *»Avantgarde«* des Katholischen: Lernorte des Dialogischen Denkens, wo man je neu einübt, was es heißt, sich ernsthaft auf das Gegenüber, eine konkrete Situation, einen fremden Gedanken einzulassen, auch wenn man dabei riskiert, dass eigene Gewissheiten und Überzeugungen angefragt, möglicherweise auch erschüttert und verändert werden. So verstehen sich auch Kommende wie Akademie als Orte, an denen der *»synodale Weg«* schon längst seinen Anfang genommen hat: im gegenseitigen Respekt und im Hinhören darauf, was der Geist Gottes uns zu sagen hat.

Der verlorene Himmel

Die Klage um den „verlorenen Himmel“ – das klingt wie ein Aufschrei der Fridays for Future-Bewegung: die Enttäuschung, dass wir den Kampf um den sauberen Himmel, die Erreichung der 1,5 Grad-Ziels, wohl nicht mehr gewinnen können, trotz aller Anstrengungen und Absprachen, aber auch abwiegelnden Beschwichtigungen, zuletzt auf dem Glasgower Klima-Gipfel. Was wir seit Beginn des industriellen Zeitalters in den Himmel gepustet haben, je länger desto mehr, fällt uns im wahren Sinne des Wortes auf die Füße. Die Erde wird unbewohnbar, jedenfalls in weiten Teilen dieses Planeten, die Menschheit muss zusammenrücken. Da nimmt sich das, was wir heute schon an Migrationsbewegungen erleben – rd. 70 Millionen Menschen, 80% von ihnen „Klimaflüchtlinge“ –, nachgerade wie ein „Vorspiel“ aus: eine böse Vorahnung dessen, was noch auf uns zukommen wird.

Gerade angesichts solcher Bedrohungsszenarien bräuchten wir, so sehen es viele, geradezu himmlischen Beistand: eine globale Perspektive und Maßstäbe für unsere Handeln, die sich nicht nur am eigenen Wohl und Wehe orientieren, die vielmehr über den Tag hinaus und allgemein gültig sind.

Da ist es umso bedrückender, wenn uns auch in dieser Hinsicht der „Himmel“ abhanden gekommen ist; das Wissen darum, dass wir nicht „Herren der Schöpfung“ sind und uns nicht selbst ermächtigen können, an ihr Raubbau zu treiben, bis alle Ressourcen aufgebraucht sind. Dass wir die Schöpfung: Himmel und Erde und alles, was auf ihr wächst, vielmehr als Geschenk empfangen haben, verbunden mit dem Auftrag, sie zu schützen, zu pflegen zu bewahren.

Wenn der Münsteraner Historiker Thomas Großbölting, der das religiöse Feld Deutschlands seit 1945 untersucht hat, zu dem Schluss kommt: „*Es gibt kein christliches Deutschland mehr*“, der Himmel gewissermaßen verloren ist, dann mag man das als eine düstere Prognose auch für unser Zusammenleben und den Fortgang der Menschheitsgeschichte lesen. Man könnte es aber auch als Appell und Auftrag verstehen, sich wieder auf die Suche nach dem „verlorenen Himmel“ zu machen – und dabei vielleicht entdecken, dass wir dabei tatsächlich himmlischen Beistand erfahren: göttliche Inspirationen, die uns helfen, unsere Erde wieder lebenswert zu machen – überall, mit dem sauberen Himmel über uns. Den Versuch wäre es wert.

Armer Engel im Niemandsland

Dortmund hat wieder seinen Engel, nach einem Jahr Corona-Pause. Wir hatten ihn vermisst, doch nun steht er wieder an seinem angestammten Platz: in luftiger Höhe auf der Spitze des allergrößten Weihnachtsbaumes dieser Welt: Schirmherr für alle, die weit unter ihm lustwandeln auf dem stimmungsvollen Weihnachtsmarkt. Daran mögen auch 2- oder 3-G-Auflagen nichts ändern, ebenso wenig Testpflicht und Maskengebote. Denn allen steigenden Inzidenzzahlen zum Trotz: der Weihnachtsmarkt gehört zu Dortmund, weinseliger Sammelpunkt ganz unterschiedlicher Identitäten, die hier aufeinandertreffen, auch wenn das Corona-Virus weiterhin zwischen den Ständen weht und manch einer vielleicht doch ein stilles Gebet an den Posaunenengel richtet.

Doch hat der Engel Gottes auf dem Dortmunder Weihnachtsmarkt ein vergleichbar leichtes Spiel, wenn auch eingehüllt in Glühweinduft und Bratwurstdunst. Ganz anders dagegen ist er gefordert, wo ihn seine Mission ins weißrussisch-polnische Grenzgebiet führt. Auch dort wird er stehen, über den Baumwipfeln, wo Menschen bei Frost und Kälte ausharren, unter menschenunwürdigen Zuständen campieren, ohne Nahrung und medizinische Versorgung, dorthin gelockt von einem seelenlosen Diktator und abgeblockt von wehrhaften Grenzsoldaten. Menschen auf der Flucht, vertrieben aus ihrer Heimat, gestrandet zwischen den Fronten – und mitten bei ihnen der Engel Gottes, der ihnen beisteht in aller Bedrängnis.

Armer Engel im Niemandsland, hilflos in seiner leuchtenden Güte, angewiesen darauf, dass Menschen sich seiner erinnern, seiner

Botschaft trauen und sie sich zu eigen machen, die von Frieden spricht, von erbarmungsvoller Menschlichkeit und tatkräftiger Entschlossenheit, wo menschenverachtende Politiker jene Getriebenen für ihre politische Zwecke missbrauchen und in Geiselhaft nehmen.

Engel, so heißt es, sind Botschafter der Güte Gottes. Wenn sie am Heiligen Abend auch über unserem „Stall“ stehen, dann bringen sie die Gebete und Sorgen all jener Geflüchteten mit, die hineinwehen werden in unsere weihnachtliche Festlichkeit. Doch wer hört die Botschaft der Engel? Denn ihre Botschaft von der *„großen Freude, die allen Menschen zuteilwerden soll“*, ist unterlegt mit der Gewissheit, dass Gott überall ankommt, ganz sicher auf dem Grenzstreifen zwischen Polen und Weißrußland – und wohl auch auf dem Dortmunder Weihnachtsmarkt.

AUSGEZEICHNETE PROJEKTE

beneVolens erhält Förderpreis des Dortmunder Stiftungstags

Die Kommende-Stiftung beneVolens engagiert sich seit vielen Jahren für den Abbau von Ungleichheiten im Bildungssystem. Für ihre vorbildlichen Projekte ist die Stiftung mit dem Förderpreis des 4. Dortmunder Stiftungstags im Februar 2020 ausgezeichnet worden.

www.benevolens.de



Salzburger Dialogpreis für socioMovens

Die europäische Jugendinitiative der Kommende Dortmund socioMovens ist im November 2021 mit dem renommierten Salzburger Hans-Walter-Vavrosky Dialogpreis „Solidarisches Europa“ als innovative Initiative für eine europäische Identität junger Menschen ausgezeichnet worden. www.sociomovens.net



Wir danken für Ihr Wohlwollen und Ihre Unterstützung:

beneVolens. Kommende-Stiftung

Bank für Kirche und Caritas Paderborn
IBAN: DE25 4726 0307 0017 8503 00

socioMovens e.V.

Bank für Kirche und Caritas Paderborn
IBAN: DE62 4726 0307 0023 9003 00

**KOMMENDE
DORTMUND** 
Sozialinstitut

Brackeler Hellweg 144
44309 Dortmund
Fon: 0231 20605-502
klasvogt@kommende-dortmund.de



Katholische Akademie
Schwerte
Bergerhofweg 24
58239 Schwerte
Fon: 02304 477-502
klasvogt@akademie-schwerte.de

Träger der Einrichtungen:



ERZBISTUM
PADERBORN